

auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden."

5. Reform des Adels und Aufhebung der Kluft zwischen dem Adels- und Bürgerstande.

6. Allgemeine Wehrpflicht.

7. Aufstellung gesetzlicher Mittel zur Vernichtung der Frohnen.

8. „Damit aber alle diese Einrichtungen ihren Zweck, die innere Entwicklung des Volks, vollständig erreichen und Treue und Glauben, Liebe zum Könige und Vaterlande in der That gedeihen: so muß der religiöse Sinn des Volks neu belebt werden. Vorschriften und Anordnungen allein können dieses nicht bewirken. Doch liegt es der Regierung ob, mit Ernst diese wichtige Angelegenheit zu beherzigen, durch Entfernung unwürdiger Geistlicher, Abwehruug leichtsinniger oder unwissender Candidaten und Verbesserung der theologischen Vorbereitungsanstalten, die Würde des geistlichen Standes wiederherzustellen, auch durch eine angemessene Einrichtung der Pfarrabgaben, und durch Vorsorge für anständige Feierlichkeit des äußeren Gottesdienstes, die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anstalten zu befördern.“

9. Am meisten aber hierbei, wie im Ganzen, ist von der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu erwarten. Wird durch eine, auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von Innen heraus entwickelt, und jedes edele Lebensprincip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden, und werden die bisher oft mit leichter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht,

Liebe zu Gott, König und Vaterland, sorgfältig gepflegt: so können wir hoffen, ein physisch „und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen.“

Dieses Abschiedsschreiben ward durch Schön den obersten Beamten der Verwaltung zugesandt.

Drittes Capitel.

Stein in Acht und Bann.

Indessen hatten die Franzosen Preußen geräumt, um nach Spanien zu gehen. Am 3. December waren ihre letzten Truppen aus Berlin gezogen und am 10. hielt der Major von Schill mit den seinigen den Einzug. Es war ein Triumphzug: Soldaten und Bürger vereinigten sich in jenen Tagen zur Rettung des Vaterlandes.

Stein traf auch ein und sah nach 15monatlicher Trennung Frau und Töchter wieder. Alle Stände zollten ihm Verehrung. Nur der Hofadel mied ihn. Die französische Partei schaute nach Madrid. Stein wollte bis Mitte Januar in Berlin bleiben, und dann zum Abwarten der Dinge mit den Seinigen nach Breslau reisen, wo ihm der Bischof eine Wohnung angeboten hatte. Aber es war anders über ihn beschlossen. Der neue französische Gesandte von St. Marsan traf Anfangs Januars 1809 in Berlin ein. Er trug folgendes Decret seines Kaisers bei sich.

Décret impérial.

1. Le nommé Stein cherchant à exciter des troubles en Allemagne est déclaré ennemi de la France et de la confédération du Rhin.

2. Les biens que le dit Stein posséderait, soit en France soit dans les pays de la confédération du Rhin, seront séquestrés. Le dit Stein sera saisi de sa personne partout où il pourra être atteint par nos troupes ou celles de nos alliés.

En notre camp impérial de Madrid, le 16 Décembre 1808.

(signé) Napoléon.

Der französische Gesandte St. Marsan, der Stein die Achts-erklärung zustellen ließ, hatte Befehl, alle politischen Verhältnisse

mit Preußen abzubrechen und Berlin zu verlassen, wenn er Stein noch in Preußen anwesend oder gar noch im Dienste fände. Damit war Stein nicht bloß in der Acht des Feindes, sondern aus dem eigenen Vaterlande verbannt. Er mußte rasch abreisen. Die Ahtserklärung war zu gleicher Zeit in allen Theilen Deutschlands, welche dem französischen Heere gehorchten, bekannt gemacht und an öffentlichen Orten verdeutschet angeschlagen worden. Napoleon's Haß bezeichnete seinen Feinden ihren Führer. Unzählige Menschen lasen damals Stein's Namen zum ersten Mal. Die Achtung umgab ihn mit dem Glanze des Märtyrers. Er ward das Zeichen, um das sich Alle scharten, die auf Deutschlands Befreiung hofften. Als Stein die nöthigsten Maßregeln zur Erhaltung seines Vermögens und der seitherigen Verbindungen getroffen hatte und am 5. Januar (1809) mit seinen Freunden zum letzten Mal zusammen war, sprach der Major von Röder: „Eure Excellenz werden jetzt durch die Franzosen Ihres angestammten Erbes beraubt; wir Preußen müssen es Ihnen mit unserm Blute wieder erobern.“ Der tapfere Mann hat sein Gelübde mit dem Heldentode gelöst. Die Nacht darauf reiste Stein ab, ohne Unterbrechung nach Sagan, von da, nach einigen Stunden Schloß, am folgenden Tage bis Bunzlau. Von dort fuhr er über Löwenberg im Schlitten weiter. In der milden, stillen Nacht erhielt seine Seele eine Stimmung, die alles Menschliche, und wäre es auch noch so gewaltig, auf seinen wahren Werth zu bringen bereit ist. Er erinnerte sich der am ersten Tage des Jahres mit den Seinigen gelesenen Neujahrspredigt von Schleiermacher „über das, was der Mensch zu fürchten habe und was nicht zu fürchten sei“, als eine sehr passende Vorbereitung auf die so rasch gefolgten Ereignisse. Am 10. Januar kam er bei dem Grafen Neben in Buchwald im schlesischen Riesengebirge an. Der Graf und die Gräfin empfingen ihn mit großer Herzlichkeit und sorgten für seine Bedürfnisse. Am andern Tage erhielt er Briefe von Berlin. Frau von Stein sandte ihm einen österreichischen Paß und bat ihn, so bald als möglich über die Grenze zu gehn.

Stein antwortete ihr, sie möge ihm rasch nach Prag folgen. Wegen seiner Güter schrieb er an den Fürsten Primas. Von der Prinzess Wilhelm nahm er mit diesen Zeilen Abschied: „In wenigen Stunden verlasse ich ein Land, dessen Dienst ich dreißig Jahre meines Lebens widmete, und worin ich nun meinen Untergang finde. Besitzungen, die seit 645 Jahren in meiner Familie sind, verschwinden. Verbindungen jeder Art, die in jedes Verhältniß meines Lebens eingreifen, werden vernichtet, und ich bin aus meinem Vaterlande verbannt, ohne jetzt auch für mich und die Meinigen eines Zufluchtsortes gewiß zu sein.“

„Möchte mein Untergang in dem Sturme der Zeit meinem unglücklichen Vaterlande nützlich sein, so will ich ihn mit Freudigkeit ertragen.“

„Empfangen Eure Königliche Hoheit mit Güte und Theilnahme den Ausdruck meiner tiefsten Verehrung für Ihren großen und edlen Charakter, für Ihren kräftigen, gebildeten Geist; möge er seinen wohlthätigen Einfluß ferner auf Alles verbreiten, was Sie umgiebt, und möge ich immer verdienen, einen Platz in Ihrem Andenken zu erhalten.“

Stein reiste ab und überschritt mit dem Grafen Geßler, seinem alten Freunde, der ihn verhinderte, trüben Gedanken sich zu überlassen, die österreichische Grenze. Von Trautenau wandte er sich an den österreichischen Finanzminister Grafen D'Donell of Tyrconell und an den Minister des Auswärtigen Grafen Stadion und bat sie, ihm bei dem Kaiser ein Asyl auszuwirken, wo er sich der Erziehung seiner Kinder widmen könne. Am 16. Januar kam er in Prag an. D'Donell schrieb ihm am 21. Januar vorläufig beruhigend, und ebenso sein Schwager Wallmoden im Namen Stadion's. Endlich benachrichtigte ihn Stadion amtlich, daß der Kaiser sich freue, in seinen Staaten einen Minister aufzunehmen, der eben so sehr durch die seinem König geleisteten Dienste, als durch das für ihn daraus geflossene Unglück ausgezeichnet sei. Der Kaiser wünschte jedoch, daß Stein die Hauptstadt von Mähren, Brünn, zum Aufenthaltsort wählen möge, da Prag, der Sammelplatz

vieler durch das Unglück der Zeiten brod- oder dienstloser Personen, die erwünschte Ruhe nicht gewähren würde, und, fügte Stadion hinzu, ihm persönlich sei es lieber, Stein in größerer Nähe, nur eine kleine Tagereise von Wien, als in der Entfernung von Prag zu wissen. Natur, Menschen und Anstalten hatten Stein diese Stadt bald lieb gemacht. Der Kriegsrath Geng, ein von Stein so verschiedener Charakter, der nachher in Bahnen lief, die von denen Stein's sehr abwichen, war damals, von Gedanken an Deutschlands Befreiung erfüllt, glücklich, daß Stein vom österreichischen Hause so freundlich aufgenommen ward. Er schreibt unter Anderem: „In einem Augenblicke wie dieser entschuldigt vielleicht die Freude einige Neußerungen, welche unter andern Umständen die Bescheidenheit mir verbieten würde. Alle die, welche noch wissen, auf welchem Wege Heil und Rettung zu finden wäre — wenn sie gleich längst daran verzweifelt — daß man es auf diesem Wege suchen werde — verehren in Ew. Excellenz den Patriarchen, das Oberhaupt ihrer Kirche; aus diesem Standpunkte habe ich wenigstens und haben die, welche mit mir gleich denken, Sie schon seit mehreren Jahren betrachtet; die letzten Begebenheiten haben unserm Glauben das Siegel aufgedrückt. — Und ich meines Theils erkläre hier, daß, wenn es mir heute gelänge, Ew. Excellenz die Diktatur (im eigentlichen, alt-römischen Sinne des Wortes) über Alles, was zur Rettung von Deutschland unternommen werden müßte, zusprechen zu lassen, ich morgen, mit meinem Tagewerk zufrieden, über den Ausgang und über die Zukunft beruhigt, die Welt verlassen wollte.“

Stein verließ Prag bald und ging nach Brünn. Am 1. März ward er zu seiner großen Freude mit den Seinigen wieder vereinigt. „Der Adel und die Reinheit ihrer Gesinnungen“, schreibt er der Prinzessin Luise über seine Frau, „verleugnet sich nicht einen Augenblick; sie erträgt alle diese Veränderungen, welche ihr bei dem Zustande ihrer Gesundheit und ihrer Neigung zu einem ruhigen Leben sehr drückend sind, ohne sich eine Klage zu erlauben.“ Auf der Rehrseite des Briefs, in welchem sie

ihm von Buchwald aus ihr und der Kinder Kommen verkündigt, sieht man von Stein's Hand die Worte geschrieben:

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe;
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh', ihm fehlt kein theures Haupt.

Da nun Stein in der hübschen, angenehm gelegenen Stadt, die freilich keine Mittel der Belehrung bot, ruhig lebte, so ging seine nächste Sorge darauf, seine Verluste am Vermögen zu mildern. Die Acht war an seinen Gütern jenseits des Rheins, in Nassau und im Herzogthum Warschau vollstreckt worden. Selbst der König am Hofe Alexander's konnte nichts dagegen ausrichten. Aber er antwortete ihm herzlich und ließ ihm durch Scharnhorst jegliches Hülfsmittel anbieten, seine Lage zu verbessern. Der Kaiser lud ihn in sein Reich ein. Während er in Oesterreich bereits eine Zuflucht gefunden, ward in Preußen in aller Form auf ihn gefahndet. „Gott sei mit Ihnen!“ schrieb da Gneisenau. „Sobald ich Sie in Sicherheit wußte, freute ich mich über Ihre Proscription. Die Schwachmüthigen sind dadurch niedergedonnert, die Böartigen freuen sich darüber; allein alle edle Herzen fühlen sich dadurch näher an Ew. Excellenz angeschlossen. Sie gehören nun der Geschichte an, und wenn ein gewisser Hof durch große Blicke sich leiten läßt, so zieht er von diesem Umstand großen Vortheil.“ Einige Wochen später: „Gott geleite Ew. Excellenz und lasse Sie glücklichere Tage sehn. Aller Edlen Herzen sind durch Ihre Proscription noch fester an Sie geschlossen. Napoleon hätte für Ihre erweiterte Celebrität nichts Zweckmäßigeres thun können. Sie gehörten ehemals nur unserem Staate an, nun der ganzen civilisirten Welt.“ Ähnliche Zuschriften erhielt er von anderer Seite. Freunde sorgten mit Rath und That treulich für ihn.

Der Fürst Primas ließ ihn feigherzig im Stich. Als der Kammergerichts-Assessor Eichhorn, der wegen der Güter in Nassau abgeordnet war, dem Fürsten Stein's Brief überreichte, wollte er ihn anfangs nicht nehmen. Auf die Versicherung, Seine Hoheit werde nicht compromittirt werden, las er den Brief und sagte dann zu Eichhorn: „Sie haben mir den Mann nicht genannt und ich will und darf ihn auch nicht nennen. Was ich thun kann, will ich gerne thun. Ich werde Sie rufen lassen und Ihnen die Antwort schriftlich ertheilen“, und eilte schnell in ein Nebenzimmer, und so entschlüpfte er allemal, wenn Eichhorn in der Angelegenheit vor ihn trat. Er that nichts. Auch andere Schritte seiner Freunde waren vergebens. Stein war geächtet, verbannt, seiner Güter beraubt. Aber seine mütterliche Freundin, die alte Ministerin von Heinitz, sagte: „Die Vorsicht wacht, und wann widrige Vorfälle sich ereignen, so müssen wir nur ihre Wege, so sie einschlägt, anstaunen, nicht beurtheilen.“

In Preußen wich unter dem Ministerium Altenstein der große Geist aus der Verwaltung, den Stein ihr eingehaucht hatte. Und wie der Geist wich, sah man die Form als Form an, die keine Beachtung verdiene. Stein's Einrichtungen wurden nicht weiter gebildet. Männer wie Scharnhorst und Schön fühlten sich immer einsamer. Der erstere wirkte zurückgezogen, der letztere ward Regierungspräsident in Gumbinnen. Der König hatte zu Anfang des Jahres den Besuch am Hofe zu St. Petersburg gemacht. Der Empfang war ausgesucht prächtig; Feste folgten auf Feste, Schawls und Pelze tauschten über das Glend der Zeiten, der Kaiser suchte einen großen Begriff von seiner Macht zu erwecken, ohne große Gesinnung. „Die Reise war gemacht zu blenden“, schrieb Stein an Gneisenau; „man wird Pomp für Kraft, furchtsame Weichlichkeit für Klugheit nehmen und das Augenblickchen Ruhe noch gerne mitnehmen wollen, über die Zukunft, die eine qualvolle, demüthigende Existenz verkündigt, sich zu verblenden.“ Indem sich so Preußen an Rußlands einschläfernden Einfluß hingab und vergaß, daß Deutsch-

land nur durch Deutschland gerettet werden konnte, gab Oesterreich, das zur Befreiung Deutschlands rüstete, neue Hoffnung. Gneisenau dachte in Prag eine deutsche Legion zu errichten, Stein stimmte zu. „Was ich zur Ausführung beitragen kann, werde ich gewiß mit allen Kräften thun; denn überhaupt ist jetzt nicht mehr die Rede vom Erhalten, sondern vom ehrenvoll Fallen und von Vermeidung der Schmach, die das System der Knechtschaft und Lüge verbreitet.“

Oesterreich erhob sich jetzt gegen Napoleon. Heer, Volk und Regierung war vom besten Geiste beseelt. Aber der Kaiser Franz war kein Mann der raschen That. „Ich fürchte sehr“, schrieb Stein am 20. Februar an Gneisenau, „daß cunctando perdimus Romam, und man setzt dem Flug des Adlers den Gang der Schnecke entgegen, die freilich nicht stolpert.“ Ein Mann von Stein's Thatkraft, Entschlossenheit und Weisheit würde den guten Kräften Einheit geben und den Weg gezeigt haben. Auch war in Wien die höchste Verehrung für Stein; warum er nicht berufen ward, an der Leitung der großen Angelegenheiten Theil zu nehmen, ist durch Stein's Briefwechsel mit Genz, der Stadion's Vertrauter war, nicht hinlänglich aufgeklärt. Der Krieg begann. Die Oesterreicher gingen über den Inn und brachen in Bayern ein. Sie wurden von Napoleon's Uebermacht nach heftigem Widerstand zurückgedrängt. Dörnberg's und Schill's Erhebung waren dadurch vereitelt. Mitte Mai's zog Napoleon in Wien ein. Aber als die Ehre Oesterreichs durch den Erzherzog Karl bei Aspern hergestellt war, und als aus Tirol gute Kunde kam, grünte in ganz Deutschland wieder Hoffnung. Stein sah mit seinen Augen, welche herrliche Gesinnung Oesterreich beseelte, und berichtete davon nach Preußen, Muth zu wecken. Er schreibt an die Prinzess Wilhelm: „Ich wünschte, Ew. Königliche Hoheit wären Zeuge von den Aeußerungen des vortrefflichen Geistes, der in dieser Monarchie herrscht; man leistet mit Bereitwilligkeit jedes Opfer, um das kostbare Gut der National-Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu erhalten. Sie sehen Menschen von jedem

Stand, von jedem Alter an dem allgemeinen Kampf freiwillig Theil nehmen und in die Landwehr treten.“ — — —

„Eben so menschenfreundlich ist die Nation, als sie brav ist. Bei der Herkunft von 7000 bei Aspern Blessirten zeigten sich allgemein diese wohlthätigen Gesinnungen; alle verwundeten Offiziere wurden unentgeltlich in Privathäusern aufgenommen, auch viele hundert Gemeine, und nach den Spitalern ein Ueberfluß von Lebensmitteln und Kleidungsstücken geschickt.“

„Graf Berthold, ein hiesiger Gutsbesitzer und Familienvater, der ein Landwehr-Bataillon zu commandiren übernommen hatte, errichtete, als er es verlassen mußte, auf seine Kosten ein Hospital für 60 verwundete Offiziere in seinem Schloß, wo sie unentgeltlich Pflege und Kost erhalten und medicinische Hülfe. Der Kaiser giebt nur die Medicin aus den Feldapotheken.“

„Der Unterricht in der Geschichte, dessen Ew. Königliche Hoheit erwähnen, giebt Gelegenheit, den jungen Gemüthern, denen man ihn vorträgt, frühzeitig Liebe zum Vaterlande einzusößen, sie mit den großen Männern bekannt zu machen, die zu seinem Ruhm und zu seiner Verherrlichung im Krieg, in Wissenschaften, in der Staats-Verwaltung beitrugen.“

Die Schlacht bei Wagram, 5. und 6. Juli, nöthigte Stein, von Brünn nach Droppau zu gehen, wo Frau und Kind sicher waren. Er selbst bereitete sich zur Reise nach Ungarn, nöthigenfalls Rußland. Als gegen Ende Juli die Nachricht von der Sendung eines englischen Heeres nach Norddeutschland anlangte, knüpfte Stein neue Hoffnungen an dieses Ereigniß. Er wünschte, damit zu diesem Heere alle Kräfte, die in den nord-deutschen Provinzen zur Befreiung des Vaterlandes bereit waren, sich sammeln möchten, einen deutschen Mann, der Alles leitete, an die Spitze gestellt. Er ersah den Prinzen von Dranien dazu aus und stellte ihm das erhebende Bild vor die Seele, für Deutschland zu werden, was sein Ahnherr Wilhelm für Holland gewesen. Er selbst, in Norddeutschland bekannt, bietet seine Unterstützung. „Daß die Theilnahme an einer solchen Maßregel, wenn sie mißglückt“, so schreibt Stein, „meine ganze

bürgerliche Existenz in Deutschland vernichtet, davon habe ich die lebhafteste Ueberzeugung, sie wird mich aber jetzt so wenig, als es in viel traurigeren Lagen geschah, abhalten, meine Pflichten gegen mein Vaterland zu erfüllen.“ In ausführlichem Briefwechsel mit dem Prinzen Dranien und Genz legt Stein seine Gedanken der Befreiung Deutschlands von Norddeutschland aus dar. Wir geben nur Weniges daraus. Genz schreibt an Stein zu der Zeit, da zwischen Napoleon und Franz I. über den Frieden verhandelt ward, so: „Ich bin übrigens keineswegs der Meinung, daß selbst, wenn der Friede hier zu Stande kommt, darum Alles als beendet angesehen werden müsse. Es ist sonderbar, daß ich grade in dieser letzten, einer der verzweifeltsten Epochen unserer unglücklichen Zeit und mitten unter diesen niedererschlagenden Katastrophen, mehr als zuvor in dem Glauben stark geworden bin, daß die Unterjochung Europa's nicht gelingen kann. So wenig wahre Größe auch in dem Zeitalter liegen mag, der Tyrann ist doch zu klein, um dieses Zeitalter zu bezwingen. Der Widerwille ist zu allgemein, zu lebendig; er kann es nicht durchsetzen. Wir erleben seinen Untergang und keine Offenbarung ist mir gewisser. Das Mißlingen dieses Krieges ist freilich ein entsetzliches Uebel, doch weit mehr, wie es mir scheint, ein negatives als ein positives. Der Stoff zum Widerstande bleibt und der Geist hat eher gewonnen als verloren. Den Frieden, wenn er zu Stande kommt, für das Ende aller Dinge zu halten — das würde in meinen Augen verderblicher sein, als dieser Krieg und dieser Friede. Wir müssen auf neue Combinationen denken. Das Schlimmste und Schrecklichste ist die Trennung der guten Köpfe. Gelingt es uns, gegen dieses Uebel ein Rettungsmittel zu finden, so ist der Sieg schon mehr als halb gewonnen. Buonaparte ist, seitdem er Talleyrand entfernt hat, von lauter höchst mittelmäßigen Menschen umringt. In Deutschland allein sind unserer fünfzig, hundert, die mehr Verstand haben, jeder Einzelne, als seine ganze Rotte. Wir sind nur verloren, wenn wir uns verloren gehen.“

Stein antwortet auf diese Stelle: „Auch ich glaube nicht, daß das Buonaparte'sche Gebäude von Dauer sein werde; es beruht auf zu faulen Grundlagen, auf Gewalt und den gemeinsten Regierungskünsten; es liegt im Ganzen nicht ein Zug von Menschlichkeit, Größe, Edelmut; Alles ist auf den Einzelnen, auf seine Umgebungen mit dem knechtischen Sinn berechnet. Es bleibt aber ein großes Unglück, wenn eine Zeitlang alle Macht, aller Einfluß in den Händen dieses Mannes, seiner deutschen und ausländischen Hospodaren und deren niederträchtigen Gehülfen bleibt. Allerdings wird der Unwille täglich allgemeiner und heftiger; er fühlt es, und diese Ansicht wird ihn hartnäckiger auf Vernichtung alles dessen bestehen machen, woran sich irgend etwas anlehnen kann, was zum Widerstande sich entschließt. Daher ist es thöricht, an irgend einen erträglichen Friedenszustand zu denken.“

Stein hatte damals den Gedanken, der Erhebung in Norddeutschland eine gesetzliche Form zu geben, „wenn Hessen, Hannover, Braunschweig und Oranien-Fulda einen deutschen Bund unter dem Schutze des deutschen Kaisers schließen zur Wiederherstellung der deutschen Unabhängigkeit von fremder Gewalt und zur Zerstörung des Rheinbundes.“ Seine weiteren Gedanken drückt er kurz so aus: „Ein Centralauschuß jedes Regierungsbezirktes bei der Oberverwaltung und dem befehlenden General — in jeder Gemeinde ein zuverlässiger Mann als Schulz — Bürgermeister mit einem Rath — oder Dorfgericht“ . . .

„In der Armee — Wahl der Offiziere — Gottesdienst und Religiosität — freies Spiel der Kraft durch möglichste Vereinfachung der Formen.“

„Deutsche Armee — Fahnen, der Hut der Freiheit über zerbrochenen Fesseln — die Namen der Befreier der Nation: Hermann, Heinrich I., Otto I., Wilhelm von Oranien. Tod und Verderben Napoleon Buonaparte. Orden der Befreiung — die Namen der Befreier der Nation auf einer Seite — auf der andern Seite der Hut der Freiheit über zerbrochenen Fesseln.“

„Die Farben des Heeres Schwarz und Gelb, das alte kaiserliche Wappen, die Uniform schwarz mit Abänderung der Kragen, Aufschläge und

Wer Gott vertraut,
Brav um sich haut,
Dem wird es stets gelingen.“

Aber die Saat war damals noch nicht reif. Napoleon mußte bis zur schwindelnden Höhe erst emporgestiegen sein, dann wollte ihn der Allmächtige stürzen, den Völkern zu einem Zeichen. Der wiener Friede, in welchem es im October 2000 Quadratmeilen und drei Millionen Seelen an Napoleon verlor, nöthigte, für den Augenblick die gefaßten Pläne aufzugeben. Die Erhebung der Oesterreicher im Jahre 1809, und was Dörnberg, Schill, Braunschweig und Hofer damals unternommen, war das Wetterleuchten, das den zündenden, verderbenden Blitz verkündigte. „Wir leben jetzt in einer großen, furchtbaren, verhängnißvollen Krise“, schrieb Stein im August an Schön, „harren Sie fest aus, bis sie sich entwickelt. Es herrscht in diesem Lande ein vortrefflicher Geist; ob es den Kampf bestehen wird, das weiß die Vorsehung. Die gegenwärtige Kraftäußerung wird aber doch in der Geschichte leben. Ob sie einen edlen, kräftigen Entschluß fassen und lieber, wenn ja das Schlimmste sich ereignen sollte, rühmlich fallen, als — —.“

„Sollte dieses der Fall sein; so muß Alles, was das Gute und Edle liebt, sich unter die österreichischen Fahnen sammeln und an dem Todeskampfe Theil nehmen; liegt er unter,

Macht und Güter gehören der Erde,
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und sucht ein unvergänglich Haus.“

Außer der Correspondenz war es der Umgang mit Soldaten, die gleich ihm den Sturz Napoleon's betrieben, wodurch er in Troppau auf die Ereignisse einzuwirken suchte. Besonders häufig sah er den General Pozzo di Borgo, Napoleon's Landmann und heftigen Gegner. Wie verschieden diese Männer von Natur geartet waren, damals stärkten sie sich die Hände, indem

sie fast täglich über die großen Fragen der Zeit miteinander sprachen und berietben.

Da Napoleon und Davoust in jenen Tagen Stein nicht fern waren, so hatte der Rath André in Brünn, ein würdiger Mann, den Gedanken einer Vermittlung. Stein hatte keine Lust dazu: „Man muß sich nicht niederschlagen lassen“, schrieb er, „man muß an den Grundsätzen einer edlen und großherzigen Politik festhalten, durchaus nicht weichen und die schwachmüthigen, aber übrigens wohlbedenkenden Seelen ermuntern. Mit dieser Denkart sehen Sie, daß ich weit entfernt bin, Schritte zu thun, die mich vor Napoleon demüthigen könnten, und bei ihm meine Verzweiflung nachzusuchen. Die Umstände haben mich in eine Lage versetzt, die mich auffordert, das Beispiel eines festen, ausdauernden und unabhängigen Charakters zu geben; ich will einen so ehrenvollen Ruf nicht für erbärmliche Rücksichten auf Vermögen und Geld verlassen.“ Die vorgeschlagenen Vermittlungsvorschläge wären auch wohl vergebens gewesen. Als Davoust nach Brünn kam, fragte er den Gouverneur nach Stein und auf die Antwort, daß er die Ankunft der Franzosen habe abwarten wollen, aber nachher seinen Entschluß geändert habe und abgereist sei, erwiderte er: „er hat wohl daran gethan; ich hätte ihn in die Citadelle setzen lassen.“ Wie Napoleon gesinnt war, den Mangel alles edel Menschlichen in seinem Charakter, zeigte die unmännliche Verfolgung des Fräuleins Marianne von Stein, Dechantin im adeligen Fräuleinstift Wallenstein zu Homberg in Hessen, Stein's geliebtester, ihm ähnlichster Schwester, mit der er in regem Geistes- und Herzensverkehr stand: „ein ganz kleines, feines, etwas verwachsenes Persönchen, schon über sechzig Jahre alt, mit einem schneeweißen Köpfchen“, so erzählt Arndt in seinen Erinnerungen aus seinem Aufenthalt in Nassau im Juni 1814. „Aber ihr Gesichtchen war leuchtend und die schönsten blauen Augen funkelten als Sterne darin. Man möchte sagen, sie war ganz das Ebenbild ihres Bruders, des Ministers. Dasselbe Gesicht, dieselben Züge, nur Alles feiner und kürzer, Alles besonnener und milder, wie das

Weiß neben dem Manne sein soll; dieselbe Kürze und Gewandtheit in der Rede, derselbe unbewußte Witz, fast noch mehr Geist. . . . Sie war geistreich, sie war aber auch kenntnißreich und gelehrt, und wußte die vaterländische Geschichte und die alten deutschen Ordnungen und Verfassungen nicht bloß auf den Nagel, sondern im Herzen. Rührend war es, wie sie neben dem Bruder stand und wie die reizende Gewalt seiner Lebendigkeit allein vor ihr in stillen Ufern hinschloß.“ Als im April 1809 der von Dörnberg vorbereitete hessische Aufstand ausbrach, so ward den zur Befreiung des Landes sich erhebenden Männern aus dem Baumbach'schen Hofe eine Fahne zugetragen, die Fräulein Caroline von Baumbach für den heiligen Zweck gestickt hatte. Als der Aufstand bald unterdrückt war, erschien unter dem Vorgeben, daß die Stiftsdamen den Aufstand mit 3000 Thalern unterstützt und jene Fahne gestickt hätten, in der Nacht vom 28. auf den 29. April ein Polizeicommissär, verhaftete die Aebtissin von Gilsa, die Dechantin von Stein und die Stiftsdame von Metsch, leerte ihren Schreibtisch aus und führte die Damen nebst den Papieren unter einer zahlreichen Bedeckung französischer Soldaten und westphälischer Gendarmen getrennt von einander nach Kassel. Hier wurden ihre Papiere genau untersucht, und als man nicht die geringste Spur einer Schuld fand, die Frauen in das Gefängniß für gemeine Verbrecher gebracht, wo sie die ersten Nächte durch die Güte der Gefangenwärterin ein Bett erhielten. Obwohl die Stiftsdamen ohne alle Schuld waren, so ward doch durch ein westphälisches Decret das Stift am 30. April aufgehoben und das Stiftsvermögen, 451,000 Thaler, eingezogen. In Kassel wurden Fräulein von Stein und von Metsch am 18. Mai verhört, dann reisten sie unter Begleitung von Gendarmen nach Mainz: zu Fuß oder durch Brigaden auf Leiterwagen oder mit der Post auf eigene Kosten, diese Wahl ward ihnen gelassen. Am 25. Mai kündigte man Fräulein von Stein an, sie müsse allein nach Paris. Ohne Bedienung, elend und körperlich leidend, mit ihrem Schicksal unbekannt, kam sie am 6. Juni an, ward von einem Hospiz

zum andern, endlich auf die Präfectur geschleppt. Dort blieb sie, bis es den dringenden und unermüdeten Vorstellungen ihrer Niichte, der Gräfin von Senfft, und ihres Gemahls, des sächsischen Gesandten, gelang, sie unter Aufsicht eines geschickten und theilnehmenden Arztes, Dr. Harbauer, zu stellen. Am 1. September erhielt sie Erlaubniß, zu ihren Verwandten auf's Land zu ziehen. Erst im Winter kehrte sie in Begleitung ihres Arztes, durch die Aufregung in beständigem Fieber, nach Deutschland zurück.

Als der Friede geschlossen war, verlegte Stein seinen Aufenthalt von Troppau wieder nach Brünn. Wiewohl Napoleon abermals gesiegt hatte, blieb unseres Helden Hoffnung frisch und grün, und aus seiner Verbannung flöhte er Andern Muth ein durch seinen Briefwechsel. Er hatte um eine ruhige Stätte bei dem Kaiser von Oesterreich nachgesucht, um sich der Erziehung seiner Kinder widmen zu können. Es bezeichnet den großen Mann, daß er, der berufen war, in der Weltgeschichte gewaltig mitzuwirken, darüber das stille Wirken im häuslichen Kreise nicht vergaß; und daß er von der Erziehung der eigenen Kinder den großen, freien Blick richtete auf das, was für die Erziehung des ganzen Volks geschehen könne. Bei Kriegsraath Scheffner erkundigte er sich über die Fortschritte des Unterrichtswesens und der Geistesbildung in Preußen. Ueber das Unterrichtswesen in Oesterreich, das in den Händen der patres war, schrieb er eine Denkschrift (März 1810), die aber, wie seine Bemühung, Schön und Niebuhr in österreichische Dienste zu ziehen, ohne Erfolg blieb. Es ist groß, wie er die Erziehung im Zusammenhang mit den weltbewegenden, das Volk im Tiefsten ergreifenden Ereignissen betrachtet. Nachdem er die Weltlage geschildert, fährt er fort: „Giebt es also Gründe zu einem Glauben an eine bessere Zukunft, an ein nahes Ende des Zustandes der Sklaverei, worin wir leben, so ist es um so mehr Pflicht, die Gemüther zu stählen und zu stärken, indem man kräftige und edele Grundsätze aufrecht erhält, die des Sklavensinnes bekämpft, und auf diese Art den Geist des Zeitalters, das

heißt der Genußliebe, der Trägheit, der Unheiligkeit oder Gleichgültigkeit gegen Meinungen und Grundsätze, entgegenwirkt, der sich besonders in denen oberen Klassen so verderblich äußert.“ — —

„Auf den Deutschen wirkt Schriftstellerei mehr als auf andere Nationen, wegen ihrer Leselust und der großen Menge von Menschen, auf die die öffentlichen Anstalten einen Einfluß irgend einer Art haben. Die Leselust der Nation ist eine Folge ihrer Gemüthsruhe, ihrer Neigung zu einem innern besonnenen Leben und ihrer Staatsverfassung, die die Verwaltung der Nationalangelegenheiten wenigen öffentlichen Beamten und nicht der Nation anvertraut. Sollte daher auch das Schlechte durch die Gewalt der Waffen einen momentanen Sieg davon tragen, so kann es doch durch die Idee und die Meinung wieder gestürzt werden.“ — —

„Oesterreich sollte also die deutschen Gelehrten mehr benutzen, um auf die öffentliche Meinung in Deutschland zu wirken; dieses würde geschehen, wenn es eine große Achtung für die Wissenschaft äußerte, dem Umlauf der Ideen weniger Hindernisse in den Weg legte, ausgezeichnete Gelehrte, besonders solche, die für die gute Sache schreiben, belohnte, öffentliche literarische Blätter sich zu eigen machte, seine wissenschaftlichen Anstalten verbesserte und dem in Deutschland herrschenden Vorurtheile entgegenwirkte, als halte es die Fortschritte des menschlichen Geistes zurück, und lähme dessen Kraft durch die ängstliche Vormundschaft, die es über ihn ausübt.“

„Am kräftigsten müßte man denen elenden verderblichen Schriftstellern entgegenwirken, die den gegenwärtigen Zustand als wohlthätig darstellen oder die einen hohen Standpunkt der Unparteilichkeit ergriffen zu haben heucheln, und über das Unglück des Zeitalters mit derselben Gleichgültigkeit wie über die Schicksale eines entfernten Menschengeschlechtes vernünfteln.“ — —

„Es ist aber nicht hinreichend, die Meinungen des jetzigen Geschlechtes zu lenken, wichtiger ist es, die Kräfte des folgenden Geschlechtes zu entwickeln. Dieses würde vorzüglich kräftig geschehen durch die Anwendung der Pestalozzi'schen Methode, die

die Selbstthätigkeit des Geistes erhöht, den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle der Menschen erregt, das Leben in der Idee befördert und den Gang zum Leben im Genuß mindert, und ihm entgegenwirkt."

„Die Erziehung muß dahin wirken, daß der Mensch nicht allein mechanische Fertigkeiten und einen Umfang von Wissen erlange, sondern daß der staatsbürgerliche und kriegerische Geist in der Nation erweckt und die Kenntniß kriegerischer Fertigkeiten durch Unterricht in gymnastischen Übungen allgemein verbreitet werde. Trifft ferner der Staat solche Einrichtungen, wodurch eine allgemeine Miliz errichtet und diese in zweckmäßige Verbindung mit der Armee gebracht wird, so wird durch eine solche Anstalt und durch den Einfluß der Erziehung der Neigung der gewerbtreibenden und gelehrten Stände zu unfriegerischen Gefinnungen, zum Losreißen vom Staat entgegengewirkt, und in Allen das Pflichtgefühl, für den Staat sein Leben hinzugeben, belebt.“

Im Gefolge des schimpflichen Friedens kam die schimpfliche Heirath Napoleon's mit der österreichischen Kaiserstochter. Stein's ganze sittliche Kraft tritt in seinem Urtheil über dieses Ereigniß hervor: „Und man hat Hofer ermorden lassen!“ schreibt er. „Die Heirath, von der man so glänzende Erfolge erwartete, hat selbst nicht einmal beitragen können, diesen braven, kräftigen Mann zu retten, und er hat die Zahl der Blutzengen der guten Sache vermehren müssen!“ . . . Pozzo di Borgo aber schreibt an Stein (6. März 1810): „Napoleon regiert nicht, er spielt auf dem Erdkreise, ludit in orbe terrarum; aber es ist Niemanden als Gott erlaubt, mit der Welt zu spielen, ohne davon die Folgen zu fühlen, denn Gott allein ist ewig. Eine einzige Wahrheit, lieber Freiherr, betrübt mich schmerzlich, daß die Zahl derjenigen, welche entschlossen sind, wenigstens das Beispiel ihres Betragens den Nachkommen zu hinterlassen, täglich geringer wird. Ich hoffe, daß in dreißig Jahren die Stimmführer der Zeit solcher Beispiele nicht mehr bedürfen werden. Die Tyrannei und das Glück

dieser Menschen sind dann nicht mehr; die Unrichtigkeit und Schwäche seiner Einrichtungen wird klar sein, das Unglück wird andere Charaktere gebildet haben, und die Gerechtigkeit ihr Amt üben. Hätten Sie die Truppen gesehen, welche gestern Berthier's Zug begleiteten, Sie würden gesagt haben: Nein, das deutsche Volk ist nicht bestimmt, mit Füßen getreten zu werden; ein Mann wird kommen, weiter bedürfen sie nichts: Exoriare aliquis! Und Alles würde wieder zur Ordnung gebracht.“ /

Im Februar 1810 hatte Stein die Erlaubniß erhalten, Prag zu seinem Aufenthalte zu nehmen, er verschob aber den Ueberzug bis zur bessern Jahreszeit. Die Erziehung seiner Töchter bot ihm willkommene Beschäftigung. Ward er über die Lage des Vaterlandes mißmuthig, dachte er manchmal gar daran, in dem aufblühenden Kentucky sich ein neues Vaterland und einen Wirkungskreis zu suchen, so richteten ihn seine Freunde auf und stellten ihm vor, daß Deutschland sein nicht entbehren könne. Im Juni 1810 zog er nach Prag über und befand sich mit seiner Familie nun in einer Stadt, die reich an geistigen Hülfquellen war, Preußen und Deutschland näher, in einer trefflichen Gesellschaft edler Männer und Frauen.

In Preußen stand es mittlerweile überaus schlecht. Alle Versuche, den König zu einem Bündniß mit Oesterreich gegen Napoleon zu vermögen, waren vergebens gewesen. Die Minister hatten keinen Einfluß auf ihn, er kein Vertrauen zu den Ministern. Stein's Geist war aus der Verwaltung gewichen, und der König fühlte den Widerspruch heraus, der zwischen dem Ministerium Altenstein und den Einrichtungen Stein's stattfand. Der König kehrte um Weihnachten 1809 nach Berlin zurück. „D mehr Augen waren naß vor Wehmuth und Schmerz als vor Freude“, erzählt Arndt. „Der schönen Königin, die sich dem begrüßenden Volk am Fenster zeigte, sah man an den rothgeweinten Augen den tiefen Gram in der Wonne an. Denn wo waren die alten siegklatschenden Adler hingeflogen? Meine Augen suchten Scharnhorst, der blaß und verschlossenen Blickes und vornüber gebückt sich von seinem Rosse unter andern Ge-

neralen ruhig forttragen ließ." Setzt als der König wieder in Berlin war, trat die Schwäche, Rath- und Charakterlosigkeit der Minister erst recht zu Tage. Mit Mühe setzten Präsidenten wie Sacé in Berlin, Vincke in Potsdam, Schön in Gumbinnen, Merkel in Königsberg in der Verwaltung, andere höhere Beamte wie Wilhelm von Humboldt, Nicolovius, Süvern im Unterrichtswesen manches Gute durch. Scharnhorst, dessen Grundfägen durch Ernennung adeliger Knaben zu Offizieren Hohn gesprochen ward, hatte längst seine Entlassung begehrt. Gneisenau und Grolmann hatten das Land verlassen. Der Finanzminister Altenstein, der von dem horazischen mihi res, non me rebus submittere conor, auch keine Spur an sich hatte, sondern ganz in der Gewalt der laufenden Ereignisse stand, wagte es gar nicht, einen Finanzplan aufzustellen. Und als Napoleon wegen der ausbleibenden Zahlungen drohte, schien ihm die Abtretung Schlesiens das einzige Rettungsmittel aus der Noth. Der König möge Jemanden nach Paris senden, um wegen einer verhältnißmäßigen Abtretung zu sondiren. „Nirgends Kraft und Leben mehr“, schreibt Merkel, „überall sondirt man, man sucht die Schäden auf, aber der Arzt fehlt.“ In dieser Verlegenheit wandte sich der König an Hardenberg. Seine Antwort war gegen Altenstein, im Geiste Stein's. Er ward als Staatskanzler in's Ministerium berufen, Altenstein, Beyme, Nagler und später Dohna wurden auf sein Verlangen entlassen.

Stein gab sein Urtheil über Hardenberg's Finanzplan und begleitete es mit einer Denkschrift über die gesammten Staatszustände Preußens und sendete beides an den Staatskanzler. Er spricht hier ähnliche Gedanken aus, wie in der Denkschrift über Oesterreichs Erziehungswesen. Er war damals mit Hardenberg mehr einverstanden, als er's später bleiben konnte. Schön und Niebuhr konnten sich nicht beruhigen, daß Stein seinen Finanzplan im Wesentlichen gebilligt. Schön schrieb darüber an Stein den 16. August: „Wilberforce der Fromme sagt:

Wenn Gouvernements zu sinken anfangen und der Himmel seinen Entschluß gefaßt hat, kann man nicht sagen: dieser

oder jener Mann ist daran Schuld, dieses oder jenes Ereigniß bestimmt den Fall. Jeder trägt Holz zum Brande, der Himmel steht höher als alle Vernunft, das Raisonnement kann nur dem Ereigniß folgen.

So spricht der Fromme als Beobachter dessen, was da war, und als Seher dessen, was da sein wird. Nur so war es möglich, daß der felsenfeste Mann mit reinem, edlem Willen eine Botschaft schickte, die viel Heil brachte, aber auch größtentheils das vernichtete oder schwankend machte, was der Däne und der Preuße*) mühsam zu erkämpfen nahe waren. Beide sprachen: Papier und Volk und Geld und Bank, und Land und Pflicht und Tax' und Kauf kann nur zum Tode führen. Der Däne — der sanfte Däne — war dermaßen entrüstet, daß er den Herrn selbst warnte, zwar ehrerbietig, aber muthig gegen ihn sprach, und Haß und Feindschaft deßhalb über sich ergehen ließ. Auch der Preuße that, was die Pflicht gebot, und nun — gehen der Däne und der Preuße wahrscheinlich nach ihrer Heimath zurück. Beide werden Meldung thun von dem, was sie thaten.“

Stein erwiederte am 29. August:

„Wilberforce der Fromme würde wahrscheinlich dem Preußen und dem Dänen, die nach ihrer Heimath zurückgehen wollen, antworten:

daß nur der sich rühmen darf, einen guten Kampf gekämpft zu haben, der beharret bis an das Ende.

Es würde rufen: Wachtet, stehet im Glauben, seid männlich und stark, 1 Cor. 16, 13. Denn das Reich Gottes steht nicht in Worten, sondern in Kraft, 1 Cor. 4, 20, und jeder soll bleiben in dem Beruf, in dem er berufen ist. Niemand soll suchen, was sein ist, sondern was des Andern ist, 1 Cor. 10, 24.

Er würde die schöne Stelle über die Liebe, worunter die Liebe zum leidenden Vaterlande und dem unglücklichen König auch begriffen ist, 1 Co-

*) Der Däne und der Preuße, d. h. Niebuhr und Schön.

rinther 13., ganz abschreiben und besonders Vers 4: Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht; Vers 7: Sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles, und 1 Cor. 8, 1., daß die Liebe bessert. — — —

Gardenberg ward durch Stein's Rath aus der Verlegenheit gerissen, erklärte ihn für seinen Meister in Finanzsachen, und um sich noch eingehender mit ihm benehmen zu können, veranstaltete er eine geheime Zusammenkunft mit dem Geächteten an der böhmischen Gränze, die am 16. September 1810, wahrscheinlich in einer einsamen Wohnung jenseits des Gebirgskammes, auf böhmischem Gebiete, stattfand. Bald nach seiner Rückkehr erschienen wichtige Gesetze und Edicte. Durch das Gesetz „über die veränderte Verfassung aller obersten Staatsbehörden in der preussischen Monarchie“, welchem die Verordnung Stein's vom 24. November 1808 zum Grunde lag, erhielt Gardenberg als Staatskanzler dieselbe Stellung, die einst Stein angenommen, ohne seine Kraft. Das Edict „über die Finanzen des Staats und die neuen Einrichtungen wegen der Abgaben“ schloß der König mit der Versicherung, auf jede Art das Wohl der Unterthanen möglichst befördern zu wollen, und behielt sich zu dem Ende vor, „der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen als für das Ganze, zu geben, deren Rath Wir gern benutzen und in der Wir nach Unserm landesväterlichen Gesinnungen gern Unseren getreuen Unterthanen die Ueberzeugung fortwährend geben werden, daß der Zustand des Staats und der Finanzen sich bessere, und daß die Opfer, welche zu dem Ende gebracht werden, nicht vergeblich sind. So wird sich das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Uns und Unserm treuen Volke immer fester knüpfen“. — Gardenberg blieb bis zum Jahr 1822 am Ruder.

Stein's treues Herz erschließt sich uns in dem Briefwechsel, der sich über den Tod der Königin Louise entspann. Sie war am 19. Juli 1810 in ihrem 35. Jahre in den Armen ihres Gemahls, umgeben von ihren Kindern, gestorben. Sie hatte

treulich mit ihrem Volke gelitten, persönlich Napoleon's Abscheulichkeit empfinden müssen. Das Volk beweinte ihren Tod als ein nationales Unglück, aber ihr Name ist zur Losung geworden im Kampfe gegen den Tyrannen. Stein hätte gern im Augenblick, wo er den Tod erfuhr, an den König geschrieben. „Aber ich fürchtete“, heißt es in einem Briefe an die Prinzess Luise, „dieser Schritt könnte vielleicht zu falschen Auslegungen Anlaß geben, und die häuslichen Umgebungen des Königs, welche mir die Verachtung, die ich gegen sie hege, mit einem unablässigen Haße vergelten, mir Gründe der Intrigue und eigennützige Absichten der Rückkehr beimessen; ich glaubte daher, den Gedanken aufgeben zu müssen. Eine so reine und sittliche Seele wie die des Königs kann nur Trost finden in der wohlthuenenden Religion, wovon er durchdrungen ist, in der genauen Erfüllung seiner Pflichten und in der Sorgfalt für die Erziehung seiner Kinder.“

Ein Brief der Prinzess Marianne an Stein und dessen Antwort lassen einen tiefen, herzerquickenden Blick in das geheime Wirken Gottes thun, der durch Kreuz die Menschen am innigsten zu sich zieht. Diese Briefe scheinen uns wie zwei Kleinode.

Die Prinzessin Wilhelm an Stein.

„Berlin, den 14. December 1810. Zwei liebe Briefe von Ihnen liegen vor mir und ich kann es selbst gar nicht begreifen, wie ich sie so lange habe unbeantwortet lassen können — die Hauptursache davon war wohl die tiefe Traurigkeit, in der ich hier zurückkehrte; nach vier so glücklich verlebten Monaten im theuren Vaterlande mußte dieser harte Schlag mich treffen, mich zu mahnen an die Unvollkommenheit des irdischen Glücks. Sie haben auch in dieser Gelegenheit theilnehmend mein gedacht; dankbar fühlt es mein Herz, wie gut das von Ihnen war. — Hätten Sie nur dem Ihrigen ganz gefolgt und es dem armen unglücklichen König gezeigt, wie Sie seinen großen Verlust bejammerten, es würde ihn sehr gefreut haben, und wer hätte denn schlecht genug sein können, diesen Schritt Ihnen in einem solchen Augenblick anders auslegen zu wollen, wie Sie es Stein's Leben.

befürchteten? — Es thut mir wirklich recht leid, daß Sie ihm nicht geschrieben haben, weil ich Zeuge gewesen bin, wie sehr ihn solche Beweise von Antheil noch gerührt haben in seinem unendlichen Schmerz, so viel mehr, wie ich gedacht hätte, daß man empfänglich sein könnte für so etwas, in einer solchen Zeit.“

„In einem Brief läßt es sich nicht Alles so auseinanderlegen, aber mündlich würde ich es Ihnen so gern sagen, wie alle Annehmlichkeit des Lebens für mich dahin ist, mit ihr — sie war so unaussprechlich gut und schweherlich mitfühlend gegen mich, so daß ich jeden Augenblick und bei jedem Ereigniß sie, ach! mit ewigem Kummer vermissen. Wie bereue ich jedes Wort, das ich je gegen sie kann gesagt haben, seitdem es mir klar geworden ist, daß, wenn ich es that, es gewiß nur Neid war, der aus mir sprach — weil sie so viel besser war als ich! —

„Ich kann nicht fortfahren, es thut mir zu weh“

„Der König ist so verehrungswürdig in seinem Leid, das gewiß nie enden wird. — er ist so christlich ergeben und das so geduldig; er ist so gut gegen mich, daß ich ohne Thränen ihn nicht ansehen kann.“ —

„Was mich heut so unwillkürlich eigentlich hinriß, Ihnen zu schreiben, war, daß ich zum ersten Mal die V. Vorlesung von Süvern über die Ritterzeit gelesen habe. — Sie sagten mir so oft, ich sollte jene Vorlesungen durchlesen, aber ich kam in Königsberg nur zu der ersten, und jetzt las ich die V. — Es hat mich diese Schrift so erhoben und ergriffen, wie beinahe noch keine, denn es war so ganz Alles, wie ich es meine und fühle, so fromm und deutsch, wie gewiß nur die Zeit sein konnte, wo die Menschen noch glaubten und demüthig waren. — Mir ist's, als wenn Philosophie Eigendünkel erzeugte, und daß diese beiden Dinge daher das Zeitalter verdürben. — Ich rede wohl recht eingeschränkt und als wenn ich aus einer dunklen Zeit redete — aber mit jedem Tag nimmt das bei mir zu, je mehr ich mich so augenscheinlich von der Nichtigkeit des Irdischen überzeuge. Ach! da wird man so klein

und demüthig vor dem Allein-Allmächtigen — das führt zum Glauben, deucht mir, nicht zum Hellsehen, in den Dingen, die der Mensch doch einmal nicht durchschauen kann.“

„In Einem bin ich besser geworden, ich darf es sagen, seitdem wir von einander schieden, in der Frömmigkeit.“ —

„Lesen Sie mir zu Gefallen doch noch einmal die V. Vorlesung. — Mein erster Gedanke war, warum Sie den Verfasser nicht zum Erzieher damals vorgeschlagen hätten.“

„Ich werde ihn nun kennen lernen.“

„Beinah erschrecke ich, indem ich gewahr werde, daß ich nur von mir sprach — und so gerne hätte ich nur von Ihnen gesprochen, und Ihnen Alles erzählt, was ich von Ihnen gehört habe von Ihren Unterthanen — aber im Grunde geht das in einem Briefe auch nicht wohl an. Wie ich dort in der Gegend nur an Sie dachte, werden Sie mir leicht glauben; ein Jeder sprach von Ihnen, wie ich von Ihnen denke; das thut mir so innig wohl, und rührte mich oft zu Thränen. — Einmal bekamen wir ein starkes Gewitter auf der (ahn); da mußten wir ein paar Stunden in Nassau bleiben, der Arzt war in der Stube und ein junger Mann, der Sohn eines Justizrathes — da wurde viel erzählt von der alten Zeit — ach! und das interessirte mich so sehr, so sehr. — Ein Mann von N. kam auch zu uns und war im höchsten Entzücken, wenn er von Ihnen reden konnte, ein gemeiner Mann nur, Philipp Balzer.“

„Ich muß enden. — Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner und meiner hohen Achtung. M.“

„N. S. Meiner wartet morgen ein großes Glück, fünf meiner Brüder kommen — ich bin ganz außer mir für Freude. Der eine liebt so sehr Ihren Schwager und möchte Sie so gerne kennen. — Ich habe Schön mehrere Mal gesehen und er gefiel mir sehr. — Wilhelm empfiehlt sich Ihrem Andenken. Ich mich Ihrer Gemahlin.“

Stein an die Prinzessin Wilhelm.

„Prag, den 17. März 1811. Die Erwartung einer sichern Gelegenheit hielt mich bisher ab, Ew. Königlichen Hoheit gnä-

diges Schreiben vom 14. December zu beantworten, dessen Inhalt Ihr zartes, frommes Gemüth so treu darstellt und mich tief gerührt hat. In dem Umgang einer so edlen Freundin wird der König einen Ersatz für das Verlorne finden, in dem täglichen Leben, in den Augenblicken des Kummers, den ihm die Erinnerung des Vergangenen und die trübe Aussicht auf eine verhängnißvolle Zukunft verursachen. Ich verehere ihn wegen seiner religiösen Sittlichkeit, seiner reinen Liebe zum Guten, ich liebe ihn wegen seines wohlwollenden Charakters, und beklage ihn, daß er in einem eisernen Zeitalter lebt, wo diese Milde, diese Rechtschaffenheit nur seinen Fall beförderten, und in welchem nur Eins Noth thut, um sich zu erhalten, ein überwiegendes Feldherrntalent, verbunden mit rücksichtslosem Egoismus, der Alles beugt und niedertritt, um auf Leichnamen zu thronen."

„Die Vorlesungen von Süvern las ich in Königsberg in einer der Königin gehörenden Handschrift, ich selbst besitze sie nicht, wünsche aber, sie zu haben. Der Verfasser ist ein äußerst achtungswerther Mann wegen seiner seltenen Geisteskräfte und Kenntnisse; sollte aber dieser einfache, schlichte, mit dem Hof und seinem Treiben, der großen Welt und ihrem Gewirre so ganz unbekannte Gelehrte geeignet sein, in diese Verhältnisse zu treten und einen jungen Prinzen zu leiten? — sollte er es selbst gewünscht haben? — ich glaube es kaum."

„Gewiß besaß das Zeitalter, dessen Ew. Königliche Hoheit erwähnen, überwiegende Vorzüge vor dem unsrigen; diese frommen, treuen, für Religion, kriegerische Ehre und Liebe beseelten Menschen, wie vermag man die zu vergleichen mit den kleinlichen, frivolen, zusammengeschrumpften, genußliebenden Egoisten unseres Zeitalters. In jenem Zeitalter erscheinen große Begebenheiten, durch die Gemeinheit und Ungebundenheit der Menschen herbeigeführt. Was hat bei uns jene großen Gefühle, jene kräftigen Triebfedern des menschlichen Handelns ersetzt? Was hat unser metaphysisches Wortgeklingel bewirkt? — Frankreich klagt jetzt laut seine Philosophen an, als Verderber des öffentlichen Geistes, als Zerstörer der religiösen und moralischen Grundsätze, als Ver-

anlasser einer scheußlichen Revolution, die mit einem eisernen Despotism geendigt hat — und was verdankt Deutschland der Berliner theologischen Schule und ihrem Koryphäen und Colporteur Nicolai und seinen neueren Metaphysikern? Jene haben den einfältigen, schlichten Bibelglauben hinweg eregesirt, und diese die alte deutsche Biederkeit und Treue hinweg raisonnirt, den schlichten, gesunden Menschenverstand verdunkelt und Lehren vorgetragen, die die Grundsätze der Moral, den Glauben an Gott und Unsterblichkeit tief erschütterten und die Herzen der Menschen austrockneten. Glücklicher Weise hat sich diese Schule durch die unter ihren Anhängern entstandenen Zänkereien verächtlich gemacht, und es wird diese Thorheit, wie bereits so viele andere, verschwinden. Auch blieben noch Männer in der Nation übrig, die ihr Vertrauen verdienten und sich dem eindringenden Strom des Verderbens widersetzen; zu diesen rechne ich vorzüglich **Serder**, einen Mann, der einen kräftigen, gesunden Menschenverstand, einen religiösen, tugendhaften Sinn, einen zarten, reinen Geschmack besaß und äußerte, und damit einen großen Tiefsinn, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit verband und durch sie zu einem seltenen Reichthum von Ideen und Ansichten gelangte. Ich empfehle Ew. Königlichen Hoheit das Lesen derjenigen seiner Werke, worin für Sie besonders interessante Gegenstände behandelt werden. Sie werden aus ihnen Belehrung, Verehlung und Befestigung im Guten schöpfen."

Stein's Einwirken auf die öffentlichen Verhältnisse blieb in dieser Zeit auf den Briefwechsel beschränkt. Die österreichische Finanznoth machte er zum Gegenstande seiner Betrachtungen in dem Briefwechsel mit Humboldt, namentlich aber Genz. Zu seiner eigenen Orientirung verfaßte er eine Denkschrift. Aus den Briefen, die zwischen ihm und den Freunden in Preußen gewechselt wurden und die uns belehren, daß es mit den innern und Finanzangelegenheiten traurig stand, daß aber für die Wissenschaft und Erziehung durch Nicolovius und Süvern, für

das Heerwesen durch Scharnhorst und seine Freunde Tüchtiges geleistet ward, muß Einiges mitgetheilt werden. Arnim von Boyenbourg, der ausführlich die politische Lage schildert, sagt von der Constitution, die dem Volke versprochen worden war: „In dieser großen Nationalsache ist aber bis jezo auch nicht ein Schritt geschehen. Ich gebe zu, daß die Bedürfnisse so dringend waren, daß nicht ganz systematisch verfahren werden konnte (d. h. daß die Constitution nicht vollständig der Bestimmung neuer Abgaben vorangehen konnte). Aber mehr als ein Jahr ist verflossen — und weit entfernt, daß man doch nur Vorkehrungen hierzu bemerkte, daß irgend ein Plan, eine Idee dem Publico, um die Stimmung zu prüfen, hingeworfen würde, ist keine Rede mehr, selbst von einem solchen **Project**. Die Nation glaubt auch nicht mehr daran, sie sagt sich: man will nur unser Geld, man will nur vermehrte Auflagen — der Roman einer Constitution ist uns nur hingeworfen worden, um uns zu ködern — um unter dieser Firma ein erhöhtes, zum Theil beschränkendes Steuersystem einzuführen. — Immunitäten einzelner Classen aufzuheben, ohne dem gesammten Volk das schöne Vorrecht, nach vernünftigen Principien und Modalitäten, zu geben, an der Verwaltung Theil zu nehmen — wie kann eine solche Meinung Zutrauen erwecken? wie kann aber der Staat in Zeiten, wie die jetzigen, ohne Zutrauen des Volkes zum Gouvernement bestehen?“

Ein anderer hochgestellter Mann schreibt: „Durch Ungeheuerlichkeit, weit weniger in den Maßregeln als in der Behandlung, ist der gesammte Adel über den Verlust seiner Prerogativen empört, während Noth und Unverstand die niederen Classen von der Regierung losreißen; denn diese hat es fortdauernd verschmäht, in eine lebendige Wechselwirkung mit der Nation zu treten, und indem sie stets von dem Gemüth der Menschen abstrahirte, sie als todtte Zahlen betrachtete, sowohl Unzufriedenheit als Mißverstand muthwillig verursacht. Leider aber ist der Vortheil der Zahlen immer nicht sehr auf unserer Seite, vielmehr sollten wir unsere Fortdauer nur in tief aufgeregten Ge-

müthern suchen! — Die Armee ist fürtrefflich organisirt, kann mit geringer Anstrengung verdreifacht werden, und zwar dieß fast im Augenblick des Bedürfnisses. Wem sie dies verdannt, wissen Sie; er ist das letzte Palladium des Bessern, doch reicht seine Macht nicht hin, dem von ihm geschaffenen Organismus innere Bewegung zu erteilen. Durch das Unglück des letzten Krieges ist der ritterliche Sinn untergegangen, ein höherer vaterländischer hat ihn nicht ersetzt, und die Nüchternheit ist einheimisch geworden. Subordination und Disciplin sind gesunken als jemals, und es fehlt uns entweder begeisterter Enthusiasmus oder — die russische Knute; zu jenem sind wir zu sehr Philister, zu dieser zu human.“ — — —

Schleiermacher spricht mit gewohnter Schärfe und Klarheit über die politischen Zustände in Berlin, bei denen Stein's Name benutzt ward, allerlei Maßregeln Eingang zu verschaffen, denen er fern war, und bietet seine Dienste an: er sei zwar bei den Hauptpersonen des Hofes und Cabinets hinreichend verhaßt, aber doch in vieler Hinsicht so gut als unbeachtet und habe mancherlei Wege, Vieles unbemerkt zu erfahren. Es liege ihm Alles daran, daß Stein's gesegneter Name rein auf Jedermann und die Nachwelt käme. Oneisenau schreibt ihm einen langen Brief, der sehr herb über die Zustände der Zeit spricht. Stein war auf alle diese Nachrichten der Meinung, daß Hardenberg zu wenig unterstützt werde, und nicht immer vaterländischer Sinn die Ursache der Opposition gegen ihn sei. „Nach den Erzählungen der Reisenden, welche hier durch nach den Bädern gingen“ — schreibt er der Prinzessin Luise — „scheint es mir ausgemacht, daß manche Dinge in den getroffenen Maßregeln zu ändern wären; aber nach ihrem Eingeständniß und nach dem, was sie mir sagten, herrscht ein Geist der Eigsucht und des Schwindels, der sehr verwerflich ist, und sich zeigt durch Zusammenwerfen der nach der Lage des Landes und des Continents unvermeidlichen Uebel mit denen, welche die Regierung erleichtern oder vermeiden könnte, durch Unredlichkeit oder Böswilligkeit, wo es sich darum handelt, wahre Opfer zu bringen, und durch

Bekämpfen jeder Regierungsmaßregel mit geschrobenen Redensarten eines precios-lächerlichen und methaphysischen Kauderwälsch, wie Herr v. M. und sein Schildträger Adam Müller. — — — Einen großen Theil des jetzigen Mißvergnügens und seiner Gründe schreib' ich dem Umstande zu, daß die achtungswerthen Männer, welche anfangs zur Theilnahme an den Geschäften berufen waren, sich aus Unbiegsamkeit ihrer Grundsätze abseits gehalten haben. — Wie anders hat der brave General Scharnhorst gehandelt, der durch weises, kluges Betragen, durch gemäßigtes, beharrliches und folgerechtes Handeln, durch Selbstentäußerung dahin gelangt ist, einen wohlthätigen und glücklichen Einfluß zu behaupten, viel Gutes zu thun und viel Uebles zu verhüten!

Wir ruhen von dem bloß politischen Treiben abermals in einem Briefwechsel zwischen Stein und der Prinzess Wilhelm aus.

Die Prinzess Wilhelm an Stein.

Berlin, den 6. Juni 1811. Obgleich ich krank bin und zum Schreiben daher nicht sehr aufgelegt, so kann ich die Feder doch heut nicht ruhen lassen, da sich eine gute Gelegenheit darbietet, sie um Thretwillen zu gebrauchen — auch kann ich nicht länger meinen gerührtesten Dank verschweigen für Ihren Brief vom 17. März; es war mir einmal wieder so wohl dabei, weil es mir schien, ich hörte Sie selbst reden. Alles, was Sie mir sagen, muß mir lieb sein und mich interessiren, aber der Inhalt dieses letzten Briefes gab mir doppelt viel, denn es war mir so werth, aus Ihrem Munde die Bestätigung dessen zu hören, woran ich so oft denke und in denselben Gefinnungen bin — denn die Zeit und die neuen Menschen fordern einen auf, Vergleichen anzustellen, und da fällt mir auch immer der Contrast in die Augen, wenn ich die hohe Aufklärung und Gebildetheit unseres Zeitalters loben höre und rühmen, und mir so klar scheint, daß der alte grade Weg so viel eher zum Ziel führte, wie unsere geregelten, die doch so krumm laufen. Eben so schlicht, aber festen Glaubens steht in meinem Herzen der Unterschied der Religion und der Philosophie geschrieben; ich

kann zwar von letzterer nicht anders urtheilen, wie in ihren Wirkungen, aber da habe ich in mir einen Grund, der mir die erstere so unendlich hoch über die andere setzt — es kommen die Menschen nehmlich und disputiren darüber und sagen, ob denn ein schönerer Grundsatz zu finden sei in der ganzen Bibel, wie der: „thue das Gute um des Guten willen“, wie uneigennützig, wie groß und einfach das sei? — Meine geringe Meinung ist aber, daß grade darin der Stolz der heutigen Menschen sich ausspricht — ach! die Demuth, deucht mir, steht dem schwachen Menschen so viel besser an; und in dem Ausspruch des Christenthums, welcher dieses charakterisirt, wie jener die Philosophie, liegt so ganz der Unterschied: „thue das Gute um der Liebe willen“, welche Milde! Ja, wenn der Hochmuthschwindel einmal vorüber ist, dann, meine ich, werden schönere Sterne wieder leuchten. — Wie ich eben wieder lese, was ich hingeschrieben habe, werde ich roth, daß ich einem solchen Mann, meine vielleicht so lächerlichen Meinungen grade hin konnte gesagt haben, oder mich gar vermessen habe, über Dinge zu reden, die ich nicht verstehen kann, die mir zu hoch sind — ich vertraue ganz auf die Nachsicht, mit der Sie mich oft genug verziehen haben. Gestern erscholl hier eine herrliche Nachricht, zu gut, als daß ich sie glauben könnte, nehmlich der Sequester Ihrer Güter sei aufgehoben — wie unendlich wollte ich mich darüber freuen, Sie wieder in dem Besitz jener schönen Gegend zu wissen! — Doppelt fühle ich mit Ihnen, was Sie verloren haben, seitdem ich dort war. — Hierbei schicke ich ein kleines Andenken von dort; weil es daher ist, muß es Ihnen einen Augenblick von Vergnügen machen, schmeichle ich mir — es ist ein Stein Ihrer Burg Stein — wie ich oben war, konnte ich nur an Sie denken und gewiß nicht ohne Thränen, das können Sie mir glauben; da nehme ich einen Stein vom alten Gebäude, mit dem Vorsatz, Ihnen, mir selbst und meinen zwei Begleitern Wilhelm und Philipp etwas davon machen zu lassen, was ich that — das Steinchen ist sehr weich, da es ein Splitter nur war, also dürfen Sie nicht zu warm damit siegeln.“

„Wilhelm empfiehlt sich Ihrem theuren Angedenken, das thue auch ich und bitte um die Fortdauer Ihrer Freundschaft, die mich so glücklich und so stolz macht.“

„Empfehlen Sie mich ja auch Ihrer Gemahlin.

Marianne.“

Stein an die Prinzessin Wilhelm.

„Prag, den 14. August 1811. Der im Schreiben Ew. Königl. Hoheit herrschende fromme, kindliche Sinn hat mich tief gerührt, in ihm liegt die einzige Weisheit und die höchste Wahrheit — Alles, was um uns vorgeht, muß uns täglich mehr überzeugen von dem Leeren und Unzureichenden alles menschlichen Wissens; auch war dieß Gefühl und innige Bescheidenheit zu allen Zeiten den vorzüglichsten Männern eigen, nur den neueren wurde es durch Stolz und Anmaßung der Sophisten des 18. Jahrhunderts verdrängt, die ihre Apterweisheit an die Stelle der Grundsätze und Einrichtungen zu setzen bemüht waren, auf die unsere Vorfahren ihr zeitliches und ihr ewiges Wohl gegründet hatten; sie zerstörten beides, und ihren unglücklichen Zeitgenossen blieb nur Reue über das Verlorene und Unvermögen, es wieder zu erringen.“

„In einem vortrefflichen, religiöse Gefühle erweckenden Sinn ist Chateaubriand's Génie du christianisme geschrieben; er stellt mit Beredsamkeit und tiefem, innigem Gefühl die Leerheit des menschlichen Wissens, die Vortrefflichkeit des Christenthums, seiner Lehren, Gebräuche und kirchlichen Einrichtungen dar; man kann ihn nicht unerbauet und ungebeffert aus der Hand legen. Auch Friedrich Schlegel's Vorlesungen über die neuere Geschichte verdienen die Aufmerksamkeit Ew. Königl. Hoheit, durch den verständigen, besonnenen, bescheidenen Geist, die richtige Würdigung des Zustandes unserer Vorfahren und unserer Zeitgenossen. Er zeigt, wie in der alten Zeit „die Kraft im Herzen desto lebendiger und reiner wirkte, und wie den beschränkten Wirkungskreis der Glaube an alles Göttliche verschönerte.“

„In dem Geschenk Ew. Königl. Hoheit erkenne ich die Zartheit Ihres edlen Gemüths, Sie erinnerten sich wohlwollend

und theilnehmend des Verbannten und fühlten mit ihm, daß es schmerzlich ist, „die Stiege des Fremden“ betreten zu müssen und die Wohnung der Kindheit zu meiden, und wenn nun alle Verhältnisse aufgelöst oder bedrohet sind, wenn alle Gegenstände bestimmter Thätigkeit gewaltsam entrückt, so verliert das Leben allen Werth, es bleibt nur ein Wunsch übrig: der der Hoffnung des baldigen Ueberganges zu einem Bessern.“ —

Stein widmete die zwei Jahre, die er im Schooße seiner Familie zu leben hatte, der Erziehung seiner Töchter. Er unternahm einen Theil des Unterrichts, namentlich unterrichtete er die ältere, damals 17jährige Henriette, in der Geschichte der französischen Revolution, „um ihr die richtige Ansicht über ihre Stellung im Leben und einen entschiedenen Abscheu gegen diese wilden Gewaltthaten zu geben“. Zu diesem Zwecke arbeitete er selbst eine Geschichte der Revolution bis ins Jahr 1799 aus. Er schöpfte aus den besten Quellen und verband Selbsterlebtes damit: aus dem Munde eines solchen Mannes mußte das einen gewaltigen Eindruck machen. Für kleine Reisen in den österreichischen Staaten, die durch die Aengstlichkeit des Kaisers Franz vereitelt wurden, entschädigte er sich durch den angenehmen Aufenthalt auf dem Schlosse Troja bei Prag, das er gemiethet hatte, und wo er, durch die Polizei ungestört, an der Natur sich erfreuen konnte. Ende Mai 1811 hatte er nebst den Seinigen die Freude, in Lößlitz einige Tage mit seiner Schwester Marianne zu verleben. Aber das Alles gewährte ihm keinen hinlänglichen Ersatz für die unfreiwillige politische Unthätigkeit. So bricht denn während dieser Zeit sein Unwille gegen die Schurken im Vaterlande, namentlich gegen die „Kunst der Verläumdung“, die seit 1789 zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gediehen sei, manchmal heftig los. Dann denkt er wieder, in Amerika seine Laufbahn neu zu beginnen, oder er sehnt sich in frommer Ergebung nach ihrem Ende. „Es bleibt nichts wünschenswerth“, schreibt er seiner geliebten Schwester Marianne, „als allen diesen Verhältnissen entrückt zu werden und dorthin zu kommen, wo ewiger Friede den ermüdeten Wandrer

erwartet. In wenigen Wochen habe ich das 54ste Jahr erreicht, hohes Alter hat keines meiner Geschwister erreicht, also wird es mir wahrscheinlich auch nicht werden — es mag einem wohl recht gut zu Muth sein, wenn man den Hafen vor Augen hat.“

Die Pflicht, für die Zukunft seiner Kinder zu sorgen, hatte ihn bald nach der Vermählung Napoleon's mit Marie Luise zu einem Versuche bestimmt, die Aufhebung der Beschlagnahme seiner Güter zu Gunsten seiner Töchter als Fideicommissnachfolger zu erlangen. An sich selbst dachte er dabei nicht. Als ihm 1808 der Minister Goltz nach Auffangung des Briefes vorjammerte, Napoleon werde nun wohl auch die nassauischen Güter einziehen, unterbrach ihn Stein empört: Glauben Sie, daß an dem Quarf etwas gelegen ist, wo es auf's Vaterland ankommt? Den Antrag, der ihm gemacht ward, seine Tochter mit dem Sohn eines deutschen Schüßlings Napoleon's zu verloben, wies er natürlich mit Entrüstung zurück. Ein Paar Briefe, die er schrieb, waren Alles, was er in der Sache that. Er wollte sich vor Napoleon nicht beugen. Und Napoleon ließ sich, selbst durch die Kaiserin, zu Gunsten Stein's nicht stimmen. Sein Maß war noch nicht erfüllt. Aber die Erfüllung nahte heran.

Viertes Capitel.

Stein im Rath Alexander's gegen Napoleon.

Es war eine schmachvolle Zeit. Preußen schwebte zwischen Sein und Nichtsein: die Handelsperre gegen England, die Kriegszahlungen an Frankreich waren drückend. Aber doch hatte das Königshaus sich rein erhalten, sich im Unglück bewährt. Das Volk konnte im tiefsten Elend immer noch vertrauend auf dasselbe hinsehen. Fürst und Volk konnten frei zum Himmel hinauf sehen um den Tag der Erlösung, während die Andern die Blutsfreundschaft Napoleon's suchten und auf Befehl Prinzessinnen gaben und nahmen. Wo die französischen Waffen herrschten, war sittliches, häusliches, staatliches Elend. Ungeheure Summen wurden von den französischen Machthabern erpreßt. Die männliche Jugend, in französischen Regimentern, folgte der französischen Trommel auf alle Schlachtfelder. Die Unterthanen des Rheinbundes behandelte Napoleon als Stoff, die Fürsten als Werkzeuge zu seiner Herbeischaffung und Zurüstung. Das alte Band zwischen Fürst und Volk erschlaffte oder löste sich auf im Wechsel der Herren. Der Fürst-Primas ernannte zwei Franzosen, den Cardinal Fesch und den Prinzen Eugen Beauharnais, als seine Nachfolger im Erzbisthum Regensburg und dem Großherzogthum Frankfurt. Wie einst Ludwig's XIV. Hof, so ward jetzt der Napoleon's in Deutschland nachgeahmt. Leider fehlten die Deutschen nicht, die mit Jérôme Buonaparte den sittenlosesten Hof der neueren Zeit bildeten. In solchem Dunstkreise konnte von Vaterlandsliebe kein Hauch verspürt werden. Ein deutscher Gelehrter und hoher Beamter in der westphälischen Verwaltung ward kurz nach dem Zuge des Generals Czernitschew im Jahre 1813 von einem Freunde